

Je weiter es ging, desto langsamer ging unser Zug, denn er hatte keinen Dampf. Er mußte anhalten und alte Sparren (Schwellen) zum heizen aufladen, daß es wieder Dampf gab.

Dann, am 9. November 1917 abends kam ich in der Heimat an! Welche Freude es war, kann ich nicht beschreiben -- nur der weiß es, der es selber erlebt hat.

So war ich dann daheim, aber ich war nur auf Urlaub.

Im Land ging aber alles drunter und drüber (die Revolution 1917). Man zupfte mir noch 200 Rubel heraus -- gab mir ein Papier und sagte, jetzt sei ich frei! Aber ich war auch vom Geld frei! Geschrieben in Hoffnungstal am 1. Februar 1929.

Wie wir sehen aus dem Gelesenen hatte mein Vater allerhand Abenteuer und Strapazen mitgemacht. Aber auch zu Hause in Hoffnungstal war keine Ruhe -- die Revolution war in vollem Gange, in der Ukraine und anderen Teilen Rußlands rotteten sich allerhand Gesindel zusammen, die unter dem Deckmantel der Revolution für "Freiheit und Gleichheit" in den Dörfern und Städten herumzogen -- vor ihrer Willkür war niemand sicher. Sie raubten und mordeten unschuldige Leute. Ihr Ziel war nicht die vielgepriesene Freiheit, sondern Habgier nach Gold und Wertsachen. So zum Beispiel die Banden von Batko Machno -- sein Beruf war Lehrer. Auch bekannt waren die Banden von Petlwa. Sehr oft sind die Einwohner von Hoffnungstal fort in einsame von den Hauptstraßen weiter entfernten Gegenden geflohen, denn niemand war seines Lebens sicher, wenn die Banden ins Dorf kamen.

Ostwärts von Hoffnungstal, nicht weit von dem Chutor (Weiler) Berlin waren alle Steinbrüche -- hier fanden die Leute ein Versteck, bis wieder die Luft rein war.

Meine Mutter erzählte, daß während einer solchen Flucht fast mein Bruder Gustav verloren gegangen wäre, wenn sie es nicht zur rechten Zeit bemerkt hätten. Bei der Ausfahrt am steilen Berghange fiel er vom Wagen eingebündelt im Wickelkissen. Gustav hatte von dem Fall aber zum Glück keinen Schaden genommen. Die Kolonisten von einigen Dörfern gingen auch zum Selbstschutz über, aber sie unterlagen bald der Übermacht der Roten Armee.

Nach einiger Zeit, als nun in Rußland die Revolution endgültig siegte, kam wieder mehr Ordnung ins Leben, gewiß es war eine ganz andere Ordnung wie vorher, aber es verschwanden wenigstens die vielen herumziehenden Banden. Die Bauern konnten wieder ihr Land bearbeiten. Obwohl es auch Mißernten gab, so hatten die Bauern immer noch ihr Land und einige brachten es wieder zu einem gewissen Wohlstand (Die NEP-Periode).

Viele verließen Rußland und gingen nach Amerika (USA) und Canada, weil sie mit der neuen Ordnung nicht einverstanden waren und auch wohl ahnten, daß noch viel Schlimmeres kommen wird.

Es gab Leute in den USA und Canada, die glaubten auch an die Parolen von "Freiheit und Gleichheit" und kamen mit ihren Familien mit Geld und einige sogar mit den damals noch sehr seltenen Traktoren nach Rußland. Hier gründeten sie die Kommunen. (Von Hoffnungstal nach dem Süden in der Nähe von der Bahnstation Migaewo war auch eine solche Kommune. Es dauerte aber nicht lange, dann war das Geld verbraucht, die mitgebrachten Maschinen kaputt und eine nach der andern lösten sich die Kommunen auf. Enttäuscht von dem Leben im "Paradiese der Arbeiter und Bauern" wollten sie wieder zurück in die USA

und Canada, aber nur wenige hatten das Glück, in ihre frühere Heimat zurückzukehren.

In den Dörfern wurde den Bauern das Land und der Weizen weggenommen und auch das Vieh.

Ein alter Bauer, dessen Eltern aus der Ukraine in den Altai ausgewandert waren, der in der Kulundasteppe zu Hause war und auch von Haus und Hof vertrieben wurde, erzählte mir, daß auch bei ihnen viel hungern mußten und der weggenommene Weizen auf der Bahnstation Rubzowka in große Haufen unter freiem Himmel aufgeschüttet wurde und so auch das Fleisch und wegen der unrichtigen Lagerung verdarb alles. Man fand nun keinen anderen Ausweg, als es zu vernichten. Es wurde mit Benzin übergossen und angezündet. Auch mußte dann immer jemand als "Sündenbock" dafür büßen (Sabtoga, Volksfeind usw. Arbeitslager in Sibirien).

Im Jahre 1929 fing nun die Kollektivierung an und auch die sogenannte "Entkulakisierung. Kulak: wörtlich: "Faust" so wurde der wohlhabende Bauer genannt. Auch in Hoffnungstal wurden die Familien, die irgend besser eingerichtete Häuser, Stallungen und Landwirtschaft hatten, von ihren Häusern vertrieben und die ganze Familie von Groß bis Klein nach Wologda oder Sibirien verschickt.

Fast alle Tage ging immer wieder eine neue Nachricht von Haus zu Haus, wie nun die fleißigsten und wohlhabenden Einwohner von Hoffnungstal mit Weib und Kindern von Haus und Hof gejagt wurden und unter Bewachung zum Bahnhof gebracht wurden.

Von hier ging nun der Weg in die Wälder der Taiga von Wologda nach Knjas Pogost und Archangelsk. Sie alle bekamen noch den Namen Feinde der Sowjetmacht.

Sehr viele von den verschleppten Familien starben restlos in der Waldeinsamkeit aus, da manchmal sogar keine Notunterkunft war, nichts als nur Wald ohne Ende; die Blockhäuser mußten erst gebaut werden.

Wilhelm Schaffert war einer der größten (nach Keller) Landbesitzer in Hoffnungstal. Er hatte ungefähr 400 Dejation Land, so wurde er auch mit seinem Sohn Gustav Schaffert mit Familie nach Wologda verschickt, doch Gustav Schaffert hatte einen klugen und feurigen Kopf und bald gelang ihm die Flucht aus dem Walde.

Mit Vater, Frau und Kindern wohnte er nun im Kaukasus im Dorfe Traubenfeld, wo ihn niemand kannte und nicht wußte, woher er kam. Dort lebte er bis Kriegsanfang und wurde vom Kaukasus nach Kustanai zwangsevakuert.

Auch mein Onkel Heinrich M. verlor Haus und Hof und kam nach Wologda. Den Kindern, die schon teilweise fast erwachsen waren, gelang auch die Flucht. Ein Sohn von ihm kam durch diese Verhältnisse unter die herumstrochelnden Jungen und Taschendiebe, die es jenesmal in Odessa sehr viele gab. So wurden viele Häuser im Dorfe leer und in diesen Höfen wurden nun die Pferde und das landwirtschaftliche Inventar zusammengebracht - es wurden aus ihnen die sog. "Brigadehöfe" gemacht. Die Dorfaktivisten gingen nun von Hof zu Hof und räumten aus, was irgendwie den Leuten noch geblieben war. Sie kletterten auf die Speicher und warfen Ackerwagen, Ackerketten und alles mögliche herunter, es wurde dann aufgeladen und zu den Brigadehöfen

gebracht. In alle Winkel und Ecken schauten sie rein, auch hatten sie lange Spieße mit Widerhaken (Heurupfer), mit denen sie in den Strohschobern herumstocherten und nach versteckten Weizensäcken suchten. Sie kamen immer und immer wieder und schrieen die Leute an, "Mach at aier Lücher uff", damit meinten sie in der Erde vergrabenen Weizen.

In dieser Zeit wurde auch mein lieber Vater forgeholt und er kam in die ASSR der Mari. Obwohl meine Mutter oft zum Prokurator ging, daß man den Vater nach Hause lassen möge -- aber es half alles nichts -- bis endlich mein Vater von den vielen Entbehrungen und Hunger schwer erkrankte und dann endlich nach Hause gelassen wurde.

Gleich nachdem nun Vater nicht mehr zu Hause war, kamen die Aktivisten wieder -- wir hatten in einem kleinen Faß noch Kleie, die vom Viehfutter übrig geblieben war, es war wohl halb voll, auch das wollten sie nehmen, aber meine Schwester Amalie warf sich darüber und weinte, sie wurde aber brutal weggestoßen und die Kleie fortgenommen.

Die Leute waren verängstigt und eingeschüchtert durch die vielen Verhaftungen (aus Mangel an Gefängnissen sperrte man die Verhafteten in die Hambars (Lagerräume für Weizen). Klopfte es spät Abends oder Nachts an der Tür, so waren es meistens die Dorfaktivisten, die kamen und den Familien den Vater weg holten. Oftmals kam es so, daß in einer späteren Zeit die Aktivisten selbst drankamen. Da sagten die Leute, daß das Sprichwort "Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein", wahr ist.

Meine Schwestern Amalie und Frieda mußten nun von Morgens früh bis Abends spät im Kollektiv auf dem Felde arbeiten. Auch meine Mutter ging in die Gartenbrigade.

Solange nun Mehl und andere Nahrungsmittel vorhanden waren, die den verschickten Familien weggenommen wurden, kochte man gemeinsam für jede Brigade. Während der Ernte stand auch manchmal die Dreschmaschine an unserem Hofe gegenüber auf einem freien Platz. Ich war gerade fünf Jahre alt, als ich nun eine große in der Gemeinschaftsküche gekochte Dampfnudel bekam. Ich stand auf der Treppe, die in den Keller führte und mein Teller mit der Dampfnudel stand auf der Erde, die Tür der Sommerküche war offen und da unser Hahn (der Gockel) scharfe Augen hatte, so kam er und holte mir die schöne Dampfnudel vom Teller weg und ich weinte, weil ich nun meine Dampfnudel bei den Hühnern sah.

Doch bald war es mit der Gemeinschaftsküche zu Ende, da die zusammengeholten Nahrungsmittel zur Neige gingen und keine neuen dazu kamen. Es kamen die Hungerjahre 1933-34. Die Ernte war gut, wurde aber alles weggeholt. Für die Arbeit im Kollektiv bekam man fast nichts.

Meine Schwestern mußten bei der Frühjahrsaussaat mithelfen, sie brachten Abends in den Taschen der Überjacken gebeizten Weizen nach Hause. Es wurden alle Fenster verhämt und dann der Weizen gewaschen und gekocht. Wer im Dorfe dabei erwischt wurde, bekam dann gleich als Strafe (meistens ohne Gericht) Zwangsverschickung nach Sibirien - oder hohen Norden. Auch standen an der Ölmühle manchmal lange Schlangen wegen dem Ölkuchen (auch noch Makucha genannt). Wenn der Ölkuchen von Sonnenblumen war, war

war er noch ziemlich nahrhaft. Manchmal wurde auch Raps gepreßt - der Ölkuchen davon verursachte oft Durchfall. Kinder durchstreiften oft die Umgebung von Hoffnungstal auf der Suche nach etwas Eßbarem. Während der Akazienblüte wurden die Blüten gegessen, die sehr reichhaltig an Blüten-saft waren und einen süßlichen Geschmack hatten. Ein Junge (Bürkle aus dem Bügele) aß den Stengel von "Belladonna" im Volk "Hühnerverrecker" genannt und wurde dann geisteskrank. Auch wilder Sauerampfer und Brennnessel wurden gesammelt und gekocht.

Meine Mutter wußte oft nicht, was sie meinen Schwestern mitgeben sollte zur Arbeit, da sie oft, weil die Felder so weit waren, übernacht bleiben mußten.

Unter dem Hunger litten nicht nur die Menschen, sondern auch das Vieh. Am Anfang der Kollektivisierung wurden alle Pferde in Gemeinschaftsställen untergebracht, meistens in den Höfen, die den verschiedenen Leuten gehört hatten. Das Futter, das die Pferde bekommen sollten, wurde teilweise von den hungernden Leuten weggeholt, so daß die Pferde bei tagtäglicher Arbeit immer mehr abmagerten und dann auch drauf gingen.

Manche Pferde waren so schwach, daß man sie am Morgen am Schwanz und Halfter aufheben mußte, weil ihnen die Kraft dazu fehlte, um aufzustehen. Die ganz schwachen Pferde wurden von den Pferdewärtern in den Ställen an Seilen, die an der Decke angebunden waren, aufgehängt, so daß das Pferd sich nicht hinlegen konnte und man es dann am Morgen nicht aufzuheben brauchte. Nach und nach gingen fast alle Pferde ein.

Wenn dann von den Leuten Besorgnisse darüber geäußert wurden, daß man bald kein Zugvieh mehr habe. So lärmten die Aktivisten: "Ach was, wir brauchen ja die Pferde nicht mehr, wir bekommen Stahlpferde" (Traktoren). Doch die Stahlpferde ließen auf sich warten und es mußte ein Ausweg gefunden werden. Und man fand ihn -- solange der Bauer selber wirtschaftete, da wurden keine -- oder recht selten Ochsen--gespanne zur Arbeit gebraucht, aber jetzt mußte das Kollektiv zu den Ochsen greifen, daß die Arbeit vorwärts ging. Es wurden nun überall junge Ochsen zur Arbeit im Zugjoch angelernt. Es dauerte dann noch jahrelang, bis endlich keine Pferde und Ochsen zur Arbeit auf dem Felde gebraucht wurden -- weil dann wirklich der Traktor kam und das auf vielen Stellen erst nach dem 2. Weltkrieg.

Unsere Familie überstand die Hungersnot -- doch starb mein Bruder Jakob an Tuberkulose, die man damals bloß mit gutem Essen heilen konnte. Zu der Tuberkulose kam mein Bruder, als er in einem Nachbardorf im                      arbeitete, denn er durfte nicht mehr im Dorfe arbeiten, weil unser Vater gerade um diese Zeit im Zwangsarbeitslager war. Als Sohn eines Verschickten mußte er nun auswärts arbeiten. Er arbeitete als Traktorist und sein Traktor ging kaputt, den er nun reparieren mußte, (ging in jener Zeit was kaputt, so wurden viele der Sabotage beschuldigt und nach Sibirien verschickt) dabei mußte er im ungeheizten Raum in der Werkstatt auf dem Zementboden unter dem Traktor liegen -- hier holte er sich eine Lungenentzündung, die dann in Tuberkulose überging. Er erlebte

aber noch die Rückkehr unseres Vaters aus dem Lager.

Es war eine große Freude, daß wir unseren Vater wieder zu Hause hatten. Als Vater kam, sah ich das erste Mal die Kleider, die in der Kälte des Nordens getragen wurden - Vater hatte Wattejacke, Wathosen und Filzstiefel an und auch eine Wintermütze. 1934 starb nun mein Bruder beim Husten mit einem Blutsturz aus den Lungen. Der Bruder wurde in Hoffnungstal auf dem Friedhof beerdigt. In dieser Zeit war auch ich krank, hatte Rückgrattuberkulose als Folge von einer nicht ausgeheilten Grippe. Meine Mutter ist während der Hungersnot oft wegen Brot nach Odessa gefahren und ist dann 12 km mit einem halben Sack Brot von der Station Weseli-Kut zu Fuß gegangen, auch hatten wir noch einige Silberlöffel von der guten Zeit.

Um nun die Wertmetalle von der Bevölkerung rauszuholen, wurden in Odessa und auch in anderen Städten sogenannte "Torgsin" aufgemacht, wo man nur mit Sachen aus Edelmetallen und ausländischer Währung einkaufen konnte. Uns schickte unsere Tante Rösle aus den USA Dollars, mit denen man dort einkaufen konnte, auch Lebensmittelpakete bekamen wir von der Tante. So nahm mich meine Mutter mit nach Odessa, wo ich dann einige Zeit bei meiner Tante Lisa wohnte, die auch von Haus und Hof verjagt waren und nun ein kleines Zimmer in Odessa auf der Ploschtschat hatten.

Ich bekam im Kaukasus einen Gipsverband um den Hals, der jeden Monat erneuert werden mußte, da ich ja im Wachstum war.

Als man mir das erste Mal den Verband abnahm, konnte ich ohne den Verband nicht stehen und sackte zusammen.

Nach einem Jahr war ich soweit geheilt, daß ich ohne Gipsverband gehen konnte.

Wie froh war ich, als ich das steife Ding am Hals los hatte und wie andere Kinder war. Doch unter dem Verband entzündete sich die Haut und als man den letzten Verband abnahm, ging am Kinn auch Haut und Fleisch mit und man mußte noch einen ganzen Monat heilen im Krankenhaus, bis endlich die Wunde geheilt war, doch es blieb eine Narbe am Kinn.

Im Jahre 1930 als nun die Kolchose organisiert wurde, da wurden auch die Kirchen geschlossen - man sammelte Unterschriften bei den Leuten als wenn man bei ihnen um Einverständnis fragte, aber wehe dem, der seine Unterschrift nicht gab, der wurde dann bald als Schädling entlarvt und verschickt - und so lärmten die Behörden auf den Versammlungen, daß es die Bevölkerung war, auf deren Wille die Kirchen geschlossen wurden. Auch wurde nun gegen alle Gläubigen eine Hetze geführt und Religionsfeiertage durften nicht mehr gefeiert werden. Aus den Kirchen wurden Clubs, Kinos und Getreidespeicher gemacht, doch bevor das geschah, wurden die Kreuze und Glocken von den Kirchtürmen runtergeholt.

Der Onkel Schaffert erzählte von einer Versammlung in der Kolchose im Kaukasus, da wurde verschiedenes über die Arbeit beraten im Dorfe Traubenfeld wurde Weinbau betrieben als nun die Versammlung fast zu Ende war, da rief jemand aus den Reihen der auf den Bänken im Saale sitzenden, daß man

bei der Planung auch Rücksicht auf den lieben Herrgot nehmen müßte, d.h. auf das Wetter - doch der Vorsitzende rief zurück. Den lieben Gott schicken wir (die Sowjets) in Urlaub. Als nun im Herbst wieder Versammlung war, berichtete der Vorsitzende über Ernte und Wirtschaftslage - die Traubenernte war fast total verhagelt, da rief wieder die Stimme aus dem Saal, den lieben Herrgot habt ihr in Urlaub geschickt und seine Kinder machten nun was sie wollten (haben die Traubenernte verhagelt). So wurden die Aktivisten manchmal wie von einem Bumerang von ihrem eigenen Spott getroffen. In jener Zeit gab es so viele verschiedene Sachen die Kolchosemitglieder an den Staat liefern mußten - fast genau wie im Mittelalter mußte man Fleisch, Eier, Kartoffel und Weizen an den Staat abgeben - ob man nun davon hatte oder nicht, wenns nicht da war, so mußte man dafür in Geld bezahlen. Es war der sog. Überfluß, den die Kolchosemitglieder freiwillig dem Staat ablieferten aber dabei hatte man nichts zu essen und mußte oft hungern. Auch wurden jedes Jahr Listen geschrieben wo ein jeder Einwohner von Hoffnungstal und anderen Dörfern für Anleihe oder Obligationen unterschreiben mußte. Und sie ließen nicht nach, bis die Leute manchmal solche Summen unter Druck unterschrieben, die sie dann fast kaum bezahlen konnten. Die Aktivisten sagten, daß es eine freiwillige Sache sei, aber die Leute sagten unter sich, daß es ein "Freiwilliges Muß" ist.

Der Vater war nach seiner Rückkehr aus dem Lager nicht richtig gesund geworden - mußte aber doch arbeiten, war Sattler, Bienenzüchter, Wächter im Kolchosgemüsegarten und bei den

Frühbeeten arbeitete er auch.

1935 wurde es nun besser - man hatte wieder einigermaßen sein Auskommen, daß es besser wurde hatte viel der Hektar Weingarten dazu beigetragen, den ein jeder zu seinem Eigenbedarf bis zum Kriege 1941 behalten durfte. Die ganze Arbeit im Weingarten mußte in der Freizeit bewältigt werden, da man dazu keine Freizeit bekam von der Arbeit in der Kolchose. Von den Trauben wurde Wein gemacht und dann später, wenn er ausgereift war, verkauft, was dann ein wenig Geld einbrachte. Es war immer interessant, wenn wir zu Fuß oder manchmal auch mit einem vom Kollektiv geliehenen Wagen in den 6 km vom Dorfe entfernten Weingarten gingen oder fahren. Es wurde dann früh vor Sonnenaufgang aufgestanden, so daß die Sonne erst aufging, als man schon auf dem Felde beim Weingarten war. Zu beiden Seiten des Weingartens waren Heuwiesen. Man sagte "Heuschlag", wo das uralte Steppengras wuchs. Wenn es nun gerade im Herbst war, der sog. "Altweibersommer", da konnte man sich kaum satt sehen während dem Sonnenaufgang - wie der Tau auf den Gräsern und Spinnweben (Säefäden) in allen Farben des Regenbogens schillerte, funkelte, strahlte und glitzerte und dabei die schöne Frische des Herbstmorgens. Im Grase gehend stieß man dann oft auf Wachteln, die uns dann plötzlich durch ihr Auffliegen erschreckten. Beim Auffliegen hörte man ein eigenartiges Rauschen, das sie wohl mit den Flügeln verurasachten, sie flogen aber nicht weit, sondern verschwanden im hohen Gras. Bis man dann dahin kam, war keine Wachtel nicht zu sehen, denn sie schlich im Grase ganz schnell fort.

Im Weinberg angekommen, wurden nun im Sommer meistens die Reihen gehackt, um es von Unkraut freizuhalten zwischen den Reihen.

In den Gassen wurde mit einem Pferd kultiviert, gepflügt mit dem Pflügle.

Ich half auch mit, manchmal führte ich das Pferd oder half beim Hacken, da der Weingarten tausend Meter lang war, so konnte ich manchmal nicht erwarten, bis das Ende kam, daß man von dem mitgebrachten Wasser trinken konnte.

Wenn nun im Herbst die Trauben reif waren, fing die Traubenernte an, die Leute mußten dann in ihrem Weingarten die Ernte am Sonntag runternehmen. Man sagte bei uns "Herbschtsa". von der Traubenernte mußte man ungefähr einen Kasten vom Wagen vollmachen und an den Staat abliefern, das hieß "Kontraktatzijo" = Kontrakt-Vertrag (die Menge, die in einem Kontrakt-Vertrag an den Staat geliefert werden mußte), das andere von der Ernte konnte dann für den Eigenbedarf benutzt werden.

Da der Weg weit war, so mußte man die Trauben in oben offene Fässer (Ständer) schütten, da die Trauben vom holprigen Weg zerdrückt wurden und der Saft dann verloren gegangen wäre.

Zum Abliefern bekam man vom Kollektiv Wagen, deren Kasten gut mit Blech ausgeschlagen waren, so daß auch dann kein Saft verloren ging.

Die Fässer (Ständer) wurden meistens auf Leiterwagen (die man für das Einfahren von Garben während der Weizenernte benützte) aufgeladen und nun gings auch noch vor Sonnenaufgang los aufs Feld. Wie gut und schmackhaft waren die reifen Trauben. Es wurden Schweineschinken, Butterbrot, Knoblauch und Trauben gegessen. Die Traubenstränge wurden mit einem speziell verfertigten krummen Messer abgeschnitten und in Eimer oder Körbe gelegt, die man dann in die Fässer schüttete. Gegen Abend waren nun alle Fässer voll und man spannte die Pferde oder Ochsen an (je nachdem was man vom Brigadehof bekommen hatte).

Die Gegend um Hoffnungstal war nicht eben - es waren wellenartige Hügel, so daß es eine Weile dauerte, bis man zu Hause ankam, da man ja wegen der schweren Last nicht schnell fahren konnte.

Vor Hoffnungstal ging es recht steil in einem im Hügel eingegrabenen Hohlweg bergab. Diese Stelle wurde der "Viechtrieb" genannt. Dort angekommen, wurde vor der Abfahrt ins Tal ein Hinterrad mit einer Kette gesperrt und hinten am Wagen wurde mit einer Kette ein Bremsbrett angebracht, worauf man zu zweit oder zu dritt stand, je nachdem es schneller oder langsam ging. Unten angekommen, nahm man die Ketten wieder weg. Es wurde dann oft ganz dunkel, bis man zu Hause ankam. Hier war nun schon eine große "Stand" (ein Faß), wo der obere Boden rausgenommen wurde, und obendrauf die Traubenmühle bereitgestellt. Nun wurden die Trauben alle durchgemahlen. Zur gleichen Zeit wurde auch unten vom Faß der Saft, "der Moscht" abgelassen. Von diesem Saft gabs dann schönen hellen Wein, weil die Farbstoffe der roten (blauen) Beeren in der Schale waren und der Saft, der dann am andern Tage von den zerdrückten Trauben mit der Presse ausgepreßt wurde, war um vieles dunkler als der am Abend zuvor abgelassene Saft. Die Pressen waren handbetriebene Pressen, es wurde eine lange Holzstange so ungefähr 5-6 Meter in die dazu gemachten Löcher in der Schraube geschoben und dann wurde von 2-3 Personen die Presse mit der Stange nach unten gedreht. Das wurde dann zwei-dreimal runtergedreht bis es nicht mehr ging. Es wurde dann aufgelockert, die Treber lockergemacht und wieder runtergedreht. Oft war der Moscht so süß, daß

sich an der Stand und der Presse viele Wespen und Bienen einfanden, um von dem Saft zu trinken, denn er war manchmal so süß, daß alles, was man auf Hände oder Gesicht draufbrachte überall klebte, sogar wenn man sich nach dem Trinken nicht gleich den Mund abwischte, so klebte es auch hier. Der Saft wurde nun in den Keller getragen und in Fässer aufgefüllt, die vorher gut gereinigt, ausgebrüht und ausgeschwefelt wurden. Wenn es im Herbst noch warm war, so dauerte es ein bis zwei Tage bis der Saft ins Gären kam. Beim Gären wurden Gase ausgeschieden, die schwer sind und in schlecht gelüfteten Kellern ist es dann sehr gefährlich während dieser Zeit runterzugehen, da man ganz schnell wegen Sauerstoffmangel ohnmächtig wird. Die Gärung geht dann sehr intensiv vor sich und die Fässer sind dann von aufsteigendem Schaum bedeckt, der an beiden Seiten vom Faß runterläuft. Nach der Gärung dauert es dann 3-4 Monate, bis der Wein sich richtig ausgehellt hat und seine richtige Farbe bekommt. Der weiße Wein bekommt dann im Glase eine fest goldgelbe Farbe und beim roten ist er fast blutrot. Auch steigen immer, wenn der Wein schon im Glase ist, kleine Bläschen 2-3 cm über die Oberfläche des Weines im Glase. Also Wein hatten die Leute in Hoffnungstal genug. Gustav Schaffert erzählte von seine Jugendzeit (1914), daß es in Hoffnungstal bei den jungen Burschen wegen übermäßigem Weintrinken sehr streng war und sonntags die Burschen, da sie von dem eigenen Wein zu Hause nichts bekamen, zu den Nachbarn gingen und dort Wein verlangten. Es begab sich, daß nun drei junge Burschen zu einem Bauern gingen und von ihm Wein verlangten, der Bauer gab ihnen aber keinen Wein

105  
was die Burschen sehr verärgerte und sie schimpften und drohten dem Bauern mit dem "roten Hahn" und gingen dann fort. Den ganzen Wortwechsel hörte aber ein Mädchen, das über einen der Burschen böse war, weil er nicht mit ihr zum Tanzen ging. In der nächsten Nacht gabs dann wirklich Feuer bei dem Bauern, es verbrannten Strohschober. Der Bauer erinnerte sich nun an die Burschen und sagte, das ist Brandstiftung. Die Burschen haben es aus Rache getan, man holte sie auch gleich, die beteuerten aber ihre Unschuld und sagten mit der Drohung sei es nicht im Ernst gewesen. Von einigen hitzigen Nachbarn wurden die Burschen nun tüchtig verprügelt. Der Gemeinderat aber beschloß, daß man an die russische Behörde keine Meldung machen werde, wenn die Burschen sofort nach Amerika gingen, was dann später ihr Glück war, denn sie brauchten die Revolutionsjahre nicht mitzumachen und wurden in Amerika recht wohlhabende Leute. Und viele Jahre danach, als das Mädchen (nun schon eine alte Frau) am Sterben lag, da erzählte sie, daß sie den Brand gelegt habe und daß die Burschen unschuldig von Hoffnungstal fortmußten.

106  
In den dreißiger Jahren war mein Bruder Gustav in der 9. Klasse, da aber großer Mangel an Lehrern war, so holte man die besser lernenden Schüler aus den höheren Klassen, auch mein Bruder meldete sich und kam ins Pädagogische Institut nach Odessa. Damals war in den deutschen Dörfern der Unterricht noch in deutscher Sprache, auch mein Bruder machte die Kurse in deutsch. Er erzählte oft von den Verhältnissen in der Stadt. Sie (die Studenten) wohnten in Miete bei Leuten, wo die Zimmer total verwanzt waren. Im Bett fanden sie keine Ruhe, so legten

sie sich auf den Tisch, dessen Füße in Wasserschüsseln standen. Doch auch hier fanden die Wanzen ihre Opfer, denn sie ließen sich von der Decke gerade auf die auf dem Tisch Liegenden herunter. Einer von den Studenten reimte ein Spottvers über die Verhältnisse jener Zeit. "Wenn dich einst in trüben Tagen Wanzen oder Läuse plagen, so stör' sie nicht und laß sie leben, denn man muß die Viehzucht heben."

Nach Beendigung der Kurse wurde Gustav Lehrer in dem Dorfe Blumenfeld, Tiligulo-Beresanskij, Rayon, Gebiet Nikolaew. Meine älteren Schwestern verheirateten sich - Amalie zuerst und dann Frieda. Amalies Mann war Emil ? . Und Frieda heiratete Reinhold Wagner. Frieda blieb zu Hause und Reinhold kam zu uns ins Haus. Reinhold war ein gut gelernter Schneider und konnte sehr gut auf der Harmonika spielen. Emil hatte auch ein Handwerk erlernt, da man im Dorfe viel Fässer für den Wein brauchte, so war der Böttcher sehr gefragt, doch konnte Emil nicht das Handwerk des Böttchers ausüben, da er im Kollektiv in der Landwirtschaft arbeiten mußte. Emil's Vaterhof war sehr groß und Amalie ging nun zu Emil, wo sie im Vaterhaus mit noch zwei verheirateten Brüdern von Emil wohnten. Ich ging oft zu Amalie, da es ja nicht weit von unserem Haus entfernt war. Einmal suchte ich auf dem Speicher nach Büchern zum Lesen - fand aber ein schönes Grammophon, das aber kaputt war, ich fragte Amalie und bekam auch die Erlaubnis, das Grammophon mit nach Hause zu nehmen, auch eine große Kiste mit schweren alten Schallplatten war dabei. Gustav reparierte das Grammophon und wir hörten nun die Musik von den Schallplatten, die aber leider meistens ukrainisch oder russisch war, so wie ?

Die Gesundheit meines Vaters verschlimmerte sich immer mehr und 1939 starb er genau so wie mein Bruder Jakob bei einem Hustanfall. Ich lag gerade im Nebenzimmer und wachte auf als meine Mutter voll Verzweiflung weinte als mein Vater fast nicht aufhörte zu husten. Mein Vater wurde auf dem Friedhof von Hoffnungstal beerdigt.

Da 1938 in allen deutschen Schulen der russ. Unterricht eingeführt wurde (deutsch gabs nun nur noch als Fremdsprache wie in den russ. Schulen), so ist mein Bruder Gustav heim nach Hoffnungstal gekommen, da er ja die Lehrerkurse in deutsch gemacht hatte. Und nun arbeitete er in Hoffnungstal in einem Büro (Montor). Gustav hatte in Hoffnungstal zwei Freunde - den Jakob Wagner (Verwandte in der DDR) und Theodor Fritzi (noch in Rußland). Jakob Wagner arbeitete in der Bank und Theodor Fritz im Bäckerladen als Verkäufer. Jakob Wagner kaufte sich ein Radio (Rundfunkempfänger) - damals noch eine Seltenheit in Rußland) und er und seine Geschwister und Mutter (der Vater war nicht mehr, weiß nicht, ob er jenesmal gestorben oder verschleppt war. Es kamen auch manchmal Nachbarn zum Radiohören, und so kam es unter die Leute, was dort im Radio gesprochen wurde. Und es sagten die Leute: "Der Führer hat eine Rede gehalten". Nach einiger Zeit wurde das Radio beschlagnahmt und Jakob Wagner festgenommen und wegen antisowjetischer Propaganda zu Gunsten Deutschlands erschossen. Daß Jakob erschossen wurde, erfuhren seine Angehörigen erst viele Jahre danach nach dem Kriege. In den Filmen, die im Kindertheater von Hoffnungstal gezeigt wurden, war ein Film über den Krieg. Der Film hieß "

? " (Wenns morgen Krieg gibt, wenns Morgen zum Marsche geht).

Man schaute sich den Film an und dachte nicht, daß nun der Krieg Wirklichkeit wird. Und so kam der 21. Juni, 1941. Da ich schon die 7. Klasse beendet hatte und jedesmal während der Sommerferien im Kollektiv arbeitete (ich war nun schon 16 Jahre alt), mußte ich auch mit den Pferden Fuhrmannsfahrten machen. Vom Bahnhof "Weseli Kut" ( ? ) zu deutsch "Lustige Ecke" wurde nun verschiedenes Kriegsmaterial gefahren, auch in der Kirche wurde ein Lager eingerichtet, und es wurden verschiedene Sachen dort gestapelt.

Vom Dorfe in nordöstlicher Richtung war ein großes ebenes Feld, das man zum Flugplatz gemacht hatte und wir mußten Munition für die Flak dorthin fahren, die in den Waldschutzstreifen aufgestellt waren. Es wurden nun fast überall große tiefe Gräben zur Panzerabwehr gegraben. Auch wurde unter den wehrpflichtigen Männern Musterung gemacht und es mußten sehr viele fort in die Arbeitsarmee. Mein Bruder regte sich sehr auf und so wurde er vom Arzt als mit einem Herzfehler zurückgestellt und blieb zu Hause in Hoffnungstal. Auch ich mußte fort zum P.A. Graben. Es mußten auch viele zum Dorfe Beresowka wo ein Flugplatz gebaut wurde.

Mutter gab mir etwas Essen mit und eine leichte Decke und Kissen zum schlafen. Das alles wurde in einen Sack getan und so kamen wir nun mit unseren Sachen zum Brigadehof. Hier wurden 4 Pferde in einen Leiterwagen eingespannt und wir alle, ungefähr 20 Personen, nahmen Platz auf dem Wagen. Wagner, Rudi war der Brigadier. Mit uns waren auch Moldawaner (Männer aus Bessarabien, die zwangsevakuiert wurden, da ja Bessarabien schon 1939 an Deutschland abgetreten wurde). Und nun gings los in nördlicher Richtung. Am Abend des ersten Tages kamen wir im Dorfe "Krassni Chutor" an, wo wir übernachteten.

Am andern Morgen gings dann weiter. Unser Bestimmungsort war das Dorf Seebach, das im Tale in westlicher Richtung von der Bahnstation Kotowsk lag. Bei unserer Ankunft wurde uns der Abschnitt zugewiesen, wo wir graben mußten. Der Graben war wohl 5-6 Meter breit und mußte mehr als 2 m tief sein. Es waren sehr viele Leute hier Schüler, Schülerinnen, Männer und Frauen. Die Erde im Schwarzmeergebiet ist oben mit einer Schicht schwarzer Humuserde bedeckt und tiefer war es zäher harter Lehm Boden, der nun stufenweise gegraben wurde, die tieferen warfen die Erde auf so eine Stufe. Von hier wurde sie dann weiter nach oben geworfen, bis sie endlich oben auf der Erde zu einem Wall aufgeworfen wurde. Wir arbeiteten noch nicht lange, als hoch oben am Himmel sich zwei Flugzeuge vom Westen her zeigten. Sie flogen sehr hoch und als sie über der Bahnstation waren, da fing die russ. Flak an zu schießen. Die Flugzeuge stürzten auf einmal mit großem Geheul fast senkrecht auf die Bahnstation zu, man sah wie die Bomben sich eine nach der andern vom Flugzeug lösten und herab auf die Station fielen - da wir so etwas noch niemals gesehen hatten, so verkroch sich ein jeder wo er nur konnte, wir legten uns unter den Leiterwagen, der aber im Ernstfalle uns ja keinen Schutz gewähren konnte. Es dauerte wohl eine Stunde und dann war der Angriff vorbei.

Von den Natschalniks, die das Graben beaufsichtigten, war nun niemand zu sehen und unsere Männer holten die Pferde, spannten an und wir wollten so schnell wie nur möglich fort von diesem Ort. Es war aber kein Weg in der Richtung wohin wir fahren mußten und deshalb gings an der Bahnstation vorbei, wo auf den

Gleisen Öltanks in Flammen standen. Unser Weg ging neben den Gleisen, da sagte einer von den Männern, da müssen wir schnell vorbei, denn es kann möglich sein, daß die Öltanks explodieren. Der Fuhrmann peitschte nun auf die Pferde ein und die liefen was sie konnten, wir hielten uns fest, um nicht runterzufallen. Ein Glück, daß uns kein Rad gebrochen ist, denn die waren nicht besonders gut und schwenkten nur so bei der rasenden Fahrt. Unendlich zeigte sich die Überfahrt über die Gleise. Als wir nun drüben waren, fuhren wir in östliche Richtung weiter, um so schnell wie möglich von der Bahn wegzukommen. In der Zwischenzeit war es dunkel geworden und man ließ die Pferde im Schritt weitergehen, da sie ganz mit Schaum und Schweiß von der schnellen Fahrt bedeckt waren. Gegen Morgen kamen wir wieder durch das Dorf "Krasny Chutor". Hier schlachteten die Leute ihre Schweine, weil sie wegen der nahenden Front dachten, daß sie vielleicht vom Dorfe fort müssen. Zu Hause angekommen, wurde ein bißchen gescholten und damit wars abgetan. Es war gut, daß wir zurück kamen, denn nach einigen Tagen wurde unser Dorf von der anrollenden Front überrollt. Als wir nun zu Hause waren, wurde auch Hoffungstal von zwei deutschen Flugzeugen bombardiert. Neun große Sprengbomben wurden aus großer Höhe abgeworfen. Dabei fiel eine Bombe gerade in die Zentralschule. Sie zertrümmerte das Dach und die Außenwand vom Treppenaufgang. Die Bücher im Bibliothekszimmer wurden von den Regalen runtergeschleudert und lagen fest meterhoch auf dem Fußboden. Gleich, als alles vorbei war, holte der Bibliothekar die guten Bücher mit einem Schubkarren zu sich nach Hause.

Es zogen nun alle Tage versprengte kleinere Truppenteile der Roten Armee durch Hoffnungstal und am 7. August 1941 wurde so um die Mittagszeit aus der Richtung vom "Viechtrieb" mit Granaten über das Dorf geschossen - dauerte aber nicht lang und das Schießen hörte auf. Es fing nun tüchtig an zu regnen, Gustav und ich, wir schauten vom Speicherfenster zum "Viechtrieb" konnten aber nicht sehen, was dort los ist. Gegen Abend hörte der Regen auf und ich mußte unsere Kuh abholen, die Abends nicht nach Hause wollte, Kaum war ich nicht weit vom Hof der Lisabas (Bauer Knöll) - das war ganz außen am Dorfrand, da sah ich einen Soldaten, ich dachte, es sei ein Russe. Er redete mich in gebrochenem Russisch an. Aus den einigen Worten verstand ich, daß er die Kollektiv-Hühnerfarm suchte. Ich zeigte ihm die Richtung, wo hinter einem Hügel das Dach der Farm zu sehen war. Die Kuh fand ich bald und brachte sie nach Hause. Hier sagte man mir, als ich von dem Soldaten erzählte, daß dies Rumänen sind, die in unser Dorf gekommen sind. Und Abends, als es dunkel wurde, kamen auch deutsche Soldaten nach Hoffnungstal. Die Leute von Hoffnungstal waren froh, daß die deutschen Soldaten gekommen waren und sie wurden überall in den Häusern bewirtet. Unser Haus war ja fast ganz außen am Dorfrand, und hier hörten wir nun wie die Offiziere den Soldaten die Plätze für die Nachtwache einteilten.

Am andern Tag zogen die Soldaten weiter. Es waren Infanteriegruppen, man sah auch dann am Dorfrand die Erdlöcher, die die Soldaten ausgegraben hatten.

In den nächsten Tagen sahen wir oft, wie verschiedene deutsche Truppenteile durch das Dorf zogen. Es wurde eine deutsche Kommandantur im Dorfe eingerichtet. Kommandant war Hauptsturmführer der SS Weingärtner, auch das Krankenhaus bekam deutsche Ärzte und Schwestern.

Es wurde Gemeindeversammlung abgehalten und ein Bürgermeister gewählt. Es wurde beschlossen, die Ernte noch gemeinsam runterzunehmen und dann im nächsten Jahr das Land und die Pferde aufzuteilen. Die Kirche wurde auch wieder gereinigt und wieder Gottesdienst gehalten.

Im "Insele" war das Gebäude des früheren " " (Kaserne) da wurde nun eine Kaserne eingerichtet. Die wehrpflichtigen Männer mußten hier Lehrgänge mitmachen, wo sie als Selbstschutz ausgebildet wurden.

Um die Stadt Odessa wurde noch heftig gekämpft, als wir in Hoffnungstal, dank dem schnellen Vorgehen der deutschen Truppen wieder friedliche Landwirtschaftsarbeit machen konnten. Ich half nun auch fleißig bei der Ernte mit. Die Dreschmaschine stand weit von Hoffnngstal - fast bei der Bahn. Zu zweit - mit noch einem Jungen - holten wir von einem Brunnen im Tale Wasser für das Lokomobil. Die Arbeit war nicht schwer - ein 30Eimer-Faß lag auf einem Wagen, das von einem Ochsespann gezogen wurde. Hatten wir das Faß voll, so konnten wir, wenn wir noch manchmal Zeit hatten, in dem neben dem Wege angepflanzten Weingarten Trauben essen, da manche Sorten schon im August reif werden. Langsam wurde der schwere Wagen mit dem Faß Wasser den Hügelhang hinaufgezogen - die Ochsen hatten

es nie eilig und man konnte sie fast kaum in schnellere Gangart bringen, außer daß sie von Bremsen geplagt wurden oder wenn sie von irgendwas erschreckt wurden. Wenn so etwas passierte, da mußte man sehr aufpassen. Die Ochsen hoben dann die Schwänze mit der Fahne hoch und rannten in rasendem Tempo vorwärts und fast nichts konnte sie dabei aufhalten, so daß sie dann das Joch zerbrachen oder in irgend einer Hecke oder Gestrüpp sich festfuhren, daß es nicht mehr weiterging. Wenn man heil bleiben wollte, mußte man während der Fahrt abspringen, was dann auch nicht immer gut abging. Im allgemeinen waren sie aber meistenteils zahm und gutmütig.

Der Weg nach Hause war weit und die Ochsen langsam. Deshalb ging man meistenteils Samstag Nachmittag nach Hause, so daß man Samstags zu Hause war.

Auf einer solchen Fahrt nach Hause ereignete sich etwas, das uns tüchtig erschreckte. Als wir auf dem Weg zwischen der dritten Brücke und der zweiten Brücke waren, da kam plötzlich aus nördlicher Richtung ein Flugzeug, das von einem deutschen Jäger verfolgt wurde. Der Jäger hatte ihn auch bald eingeholt und schoss drauflos und der Flieger fing an zu brennen. Der Jäger jagte nun weiter anderen Flugzeugen nach, die man in östlicher Richtung sah. Als wir nun das brennende Flugzeug sahen, dachten wir, daß es auf uns oder in unserer Nähe abstürzen wird. Wir sprangen alle vom Ochsenwagen in den Chausseegraben. Die Ochsen blieben stehen als sie sahen, daß niemand mehr auf dem Wagen war. Das brennende Flugzeug kam immer näher und

niedriger runter und wir sahen deutlich die roten Sterne an den Tragflächen, auch Flammen sah man im schwarzen Rauch. Es flog noch ungefähr 2-3 km weiter und stürzte dort ab. Es gab einen tüchtigen Knall als das Flugzeug auf der Erde aufschlug.

Nach einigen Tagen gingen wir von der Dreschmaschine aus zu der Absturzstelle. Es sah schauerlich dort aus. Die Motoren waren tief in der weichen Schwarzerde versunken, die Tragflächen, so wie auch der Rumpf und das hintere Leitwerk, alles war in Stücke zerbrochen. Die halbverbrannten Leichen der Piloten waren auch zu sehen. Nun sahen wir erst richtig, was für Schrecken der Krieg mit sich brachte.

Als die Ernte vorüber war und auch Sonnenrosen und Welschkorn (Mais) eingebracht waren, wurde nun das Kollektiv aufgeteilt, das Land, die Pferde, Wagen und Pflüge und anderes landwirtschaftliches Inventar. Das Land wurde jeder Familie nach der Seelenzahl zugeteilt. Reinhold bekam einen zweijährigen Hengst, wir bekamen einen alten grauen Schimmel, der fast immer geschwollene Hinterfüße hatte und ein einundeinhalbjähriges Füllen. Auch einen Wagen ohne Kasten bekamen wir. Man spottete dann über unseren Schimmel, daß er die Beine nicht bewegen könne, doch er hat immer schön fleißig mitgezogen, ob nun im Pflug oder Wagen. Wir hatten noch zwei Ställe von früher, auch die Krippe war im Pferdestall noch drin. Wir teilten nun den Stall mit einer Stange an der Krippe in zwei Hälften auf einer Seite stand die Kuh, auf der andern unsere Pferde. Der Schimmel, das Füllen, zu dem wir das "Füchsle" sagten, weil es ein rotes Fell hatte und den Hengst. In den andern

zwei Ecken war auf einer Seite das Schwein und auf der andern die Hühner, so daß es recht schön warm war im Winter -- von dem Atem erwärmte sich die Luft im Stall.

Mit dem Lernen und Schule gehen war es nun vorbei. Ich mußte nun nach der Wirtschaft schauen, daß alles in Ordnung war, was ich auch tat unter der Anleitung der Mutter, Reinholds und Emil

Emil schneiderte zu Hause und ich und Emil bearbeiteten nun unser Land gemeinsam. Eins half dem andern aus. Allein hätten unsere Pferde nicht den Ackerpflug ziehen können. Emil hatte zwei Pferde und wir eines, denn das Füllen konnte man noch nicht einspannen und Reinholds Pferd. So hatten wir ein Viergespann zusammen. Das Füllen und den Stall und die Pferde sauberhalten war auch meine Aufgabe.

Im Winter, wenn ich die Pferde zur Tränke führte, da versuchte immer dem Reinhold sein Hengst auszureißen. Hatte er das fertiggebracht, so hatte man seine liebe Not, bis man ihn wieder eingefangen hatte. War er nun ausgerissen, so zog er schnarchend und schnaubend die Luft durch die Nüstern, den Schwanz hoch -- zuerst tänzelte er nur ein wenig, aber dann setzte er in Galopp über und es dauerte dann lange, bis er sich satt getobt hatte. Wir spannten sie oft an den Schlitten und fuhren im Schnee rum, aber das war doch zu wenig Bewegung und später, als dann der Winter fast zu Ende war, mußte ich jedes Pferd einzeln zur Tränke führen und mußte noch eine Schlaufe am Halfter um die Nüster machen, denn sonst hätte ich sie gar nicht halten können. Immer wieder probierten sie, ob ich fest genug den Halfterstrick halte.

Und endlich kam der Frühling -- alles wurde grün, die Bäume bekamen wieder Blätter und bald konnte man die Pferde von dem jungen Gras auf den Wiesen weiden lassen, doch mußte man aufpassen, daß die Pferde nicht zuviel von dem jungen Grase bekamen, denn sonst gabs verdorbenen Magen und Durchfall. Alle Tage von morgens früh bis spät abends arbeiteten wir -- Emil und ich auf dem Felde. Der Wagner hatte uns über Winter einen neuen Wagen gemacht und der Sattler neues Geschirr. Ich spannte nun morgens an, Mutter gab mir das Essen für den Tag mit und ich wartete manchmal bis Emil an unserem Hofe vorbeifuhr und dann lenkte ich meinen Wagen hintendrein. Es war nicht leicht für die Pferde und auch für uns den ganzen Tage Furche um Furche zu ziehen am Ende beim Umdrehen mußte man ganz schnell die Pflugschare von der angeklebten Erde reinigen mit einem Eisen, das man den Pflugputzer nannte. Den Winterweizen hatten wir im Herbst mit der Sämaschine gesät, aber die Gerste säte der Emil mit der Hand und ich eggte hintendrein. Noch vormittags fing es an zu regnen und regnete den ganzen Tag die Erde klebte in dicken Ballen an meinem Fußwerk, so daß die Stiefel immer schwerer wurden, die Pferde zogen mit hängenden Köpfen und dampfend vor Nässe und Schweiß die Eggen. Auch Emil und ich waren ganz durchnäßt. Wir wollten das Feld einsäen, daß bei der Feuchtigkeit die die Erde durch den Regen bekam, gleich die Gerste ins Keimen und Wachstum kommen sollte. Ich holte mir jenesmal eine Erkältung und mußte mit einer Bronchitis einen Monat im Krankenhaus liegen. Als ich wieder nach Hause kam, blühten überall in den

Gärten die Obstbäume - die Bienen summten an jedem Kirschen- und Apfelbaume wie schön war doch alles ringsumher, daß man fast nicht glauben konnte, daß in so einer schönen Zeit Menschen sterben mußten - denn der Krieg war ja immer noch nicht vorbei.

Auch bei uns im Dorfe wurde zum Militär Musterung gemacht, ich war auch dabei, wurde aber als untauglich befunden wegen einem Sehfehler im rechten Auge. Emil mußte mit und kam zur Ausbildung zuerst nach Polen und dann später nach Holland in ein Kavallerieregiment. Einmal war er dann noch nach Hoffnungstal in Urlaub gekommen, dabei erzählte er wie schön es in Holland sei, später gegen Kriegsende wurde er in Budapest verwundet und ist nicht mehr zurückgekommen, so daß Amalie Witwe wurde.

Gleich als Emil nach der Musterung fort mußte, holte Amalie einen jungen Burschen als Aushilfe-Arbeitskraft aus dem benachbarten ukrainischen Dorfe. Von nun an arbeitete ich und Viktor auf dem Felde, Reinhold schaute manchmal nach der Arbeit, was wir machten und gab uns dann die Arbeit an, die wir machen mußten.

105  
In den Sommermonaten sind wir oft - Viktor und ich - mit den Pferden über Nacht zur Weide gefahren, da man dadurch viel Heu sparen konnte, auch war den Pferden das frische Gras lieber als das Heu. Das über Nacht fahren mit den Pferden zur Weide war in allen Dörfern üblich. Wir spannten nun zwei Pferde an den Wagen, die andern banden wir zu beiden Seiten und hinten am Wagen an. Und nun fahren wir los aufs Feld. Hier mußte man sich einen guten Weideplatz suchen. Wir fahren in südlicher

Richtung von Hoffnungstal, die Sonne sandte ihre letzten Strahlen übers Land, als wir an einem kleinen Seitentälchen vom Hoffnungstaler Tal ankamen. Da diese kleinen Täler oft sehr steile Hänge hatten, so war das kleine Tal nicht angebaut. Zu beiden Seiten des Feldwegs wuchs schönes hohes saftiges Gras. Wir suchten uns eine gute Stelle für unseren Halteplatz aus. Wir konnten die Pferde fast nicht ausspannen, denn sie waren voller Ungeduld und rupften von dem schönen Grase. Nach dem Ausspannen führten wir die Pferde ein wenig vom Wagen zur Seite und nun koppelten wir ihnen die Vorderfüße mit eigens dazu gemachten Riemen mit Kettengliedern. Die Halfter nahmen wir ihnen ab, da es sonst vorkam, daß die Halfter während des weidens verloren gingen.

Als wir mit den Pferden fertig waren, nahm ich die Sense und mähte ein wenig Gras, um für uns ein weiches Nachtlager auf dem Wagen zu machen. Viktor sammelte das Gras und trug es mit der Gabel zum Wagen. Über das Gras breiteten wir eine Decke aus und legten uns eine Zeltplane bereit, um uns damit zuzudecken, denn schon beim Sonnenuntergang merkten wir, daß vom Süden her dunkle blauschwarze Wolken aufkamen, auch flogen die Schwalben ganz tief - fast am Boden über das Gras, also konnte man ein Gewitter erwarten. Als wir nun mit den Vorbereitungen für die Nacht fertig waren, schauten wir noch einmal nach den Pferden. Reinholds Hengst war schon ein wenig weit ab. Ich trieb ihn näher an den Wagen.

Müde von der Arbeit am Tage waren wir nun froh, auf dem Graslager uns ausruhen zu können. Sorgfältig deckten wir uns mit der Zeltplane zu. Ich ließ mir an der einen Seite ein Guck- und Horchlöch, daß ich nötigenfalls nach den Pferden schauen konnte.

Es war nun ganz dunkel geworden, ringsum war alles still. Man hörte nur dann und wann, wie eines der Pferde schnaubend die Luft durch die Nüstern zog, denn es war recht schwül. Unter dem immer fort dauernden eintönigen Gezipse der Grillen schliefen wir ein.

In der Nacht erwachte ich von dem Getrommel der Regentropfen, die schwer und hart auf unsere Zeltplane aufschlugen. In der Ferne sah man manchmal eine flackernde Helle vom Wetterleuchten, was nun immer näher kam. Der Donner hörte sich wie ein dauerndes Grollen an. Auf einmal wurde das Getrommel auf der Zeltplane immer stärker und grelles Licht erleuchtete in sekunden-schnelle die Umgebung. Gleich darauf erfolgte ein ohrenbetäubendes Krachen - man hörte nun den Donner. Da ja Blitz und Donner zur gleichen Zeit geschehen, bloß sehen wir das Licht zuerst und dann hören wir erst ein wenig später den Donner, da beide sich mit verschiedener Schnelligkeit verbreiten. Bei dem kurzen Aufleuchten sah ich wie unsere Pferde je zu zweit dicht nebeneinander standen - das Hinterteil dem strömenden Regen zugewandt. Bei jedem Donnerschlag erschrakten die Pferde und hüpfen mit den gekoppelten Beinen vorwärts. Bald wurde der Regen gleichmäßiger und auch der Donner hörte auf. Von dem eintönigen Getrommel der Regentropfen auf die Zeltplane schlief ich wieder ein.

Am Morgen erwachte ich von dem lustigen Getriller der Lerchen, die hoch oben am Himmel ihr frohes Lied in den erwachenden Tag sangen. Durch mein Guckloch sah ich nun das schwache Licht des anbrechenden Morgens. Das Gewitter war wieder klar und tiefblau, keine Wolke war zu sehen, ich wollte nun die Zelt-

plane zur Seite schlagen, das war aber nicht so einfach, weil sie vom Regen hart und steif geworden war. Die Vertiefung zwischen uns beiden war voll mit angesammeltem Regenwasser. Ich weckte Viktor und zusammen schütteten wir das Wasser auf die Erde.

Unsere Pferde waren weitab vom Wagen talaufwärts zu sehen. Wir nahmen nun die Halfter und gingen die Pferde holen. Die Luft war nun frisch und angenehm. Die Strahlen der aufgehenden Sonne spiegelten sich nun in dem am Grase hängenden Tropfen und glänzten in allen Farben des Regenbogens. Mit frohem Gewieher begrüßten uns die Pferde. Wir zogen ihnen wieder die Halfter an und nahmen die Koppel ab. Beim Gehen bekamen wir vom Grase nasse Füße. Wir gingen meistens barfuß. Die Hosenbeine hatten wir vorsorglich aufgekremgelt, daß sie trocken blieben. Da wir am Abend genügend Gras gemäht hatten, so spannten wir nun an und los ging's in den Sonntagmorgen hinein der Heimat zu.

Nicht immer gingen solche Nachtweiden ohne Zwischenfälle vorbei. Manchmal fand man die Pferde nicht, die man dann suchen mußte, oder es passierte irgend was anderes.

Einmal weideten wir die Pferde zwischen den Weingärten (Wengert) gegen den Bahnhof zu. Dort gabs an manchen Stellen vom Regenwasser ausgewaschene Gräben der Wagenräder-Gleise, die manchmal bis 80 cm breit und 50-60 cm tief waren. Beim Wälzen geriet nun Reinholds Hengst mit dem Rücken in einen solchen Graben. Er lag nun wie in einem Bett und strampelte mit den Beinen. Ich fand ihn lange nicht. Als ich ihn fand, da stand weißer Schaum in den Weichen, denn er mühte sich vergeblich und konnte nicht rauskommen. Ich rief nun Viktor und gemeinsam gelang es

uns nun am Halfter und am Schwanz ziehend, dem Pferd aus der Falle raus. Als es endlich stand, schwankte es vor Erschöpfung.

Zu Hause angekommen, spannten wir aus. Viktor schwang sich nun auf eines der Pferde. Ich band nun die Pferde nicht in den Stall, sondern an einen Trog im Hofe und gab ihnen zuerst ein wenig Hafer mit Gerste vermischt und später von dem mitgebrachten Gras. Auch Viktor kam nach einer Weile mit dem Wagen und holte sich auch von dem frischen Gras.

Der Hof und auch die Gehwege hatten wir am Vortage schön sauber gefegt und mit weißem Sand betstreut. Den Sand konnte man von einer Sandgrube holen, die neben Hoffnungstal am westlichen Talhänge war.

Die Häuser von Hoffnungstal waren fast alle nach einem einheitlichen Muster gebaut. Alle schauten mit der Giebelseite zur Straße. Nur bei den ganz wohlhabenden Bauern war der Fußboden aus Brettern, bei den andern war der Fußboden mit Lehm gestampft und wurde fast jeden Samstag wieder mit einer frischen Schicht (Lehm mit Pferde- oder Kuhmist vermischt) glattgeschmiert. Man sagte "Uffschmiera". Solange der Boden feucht war, durfte man nicht ins Zimmer gehen. Später wenn dann trocken war, wurde schöner weißer Sand gestreut (gsandelt).

Die Bevölkerung von Hoffnungstal wurde nun mit verschiedenen Feiertagen bekannt, die man vorher nicht kannte z.B. das Fest der Sommer- und Wintersonnenwende. Auf einem Hügel neben Hoffnungstal wurde ein großer Holzstoß aufgeschichtet. Als es dann abends dunkel wurde, zog ein großer Fackelzug zum Hügel. In einem großen Viereck standen die Mädchen und Jungen um den

Holzstoß. Es wurden verschiedene Lieder gesungen wie "Flamme empor" und das Holz wurde angezündet, hoch schlugen die Flammen in den Abendhimmel. 1943 gabs eine gute Ernte in Hoffnungstal, und Trauben gabs so viele, daß die Leute nicht genug Fässer für den Wein hatten, doch man fand einen Ausweg, indem man eine große Zisterne von einem Öltanklager holte. Wenn jemand Wein übrig hatte, so konnte er es dort in den großen Tank schütten - dieser Wein wurde nun zu Spiritus verarbeitet und ein jeder bekam für seinen Wein eine angemessene Menge Spiritus.

Im Winter 1943-44 hörte man, daß es mit der Front nicht gut stehe und man deshalb mit einer Rückkehr der Russen rechnen mußte.

Schmerzend berührte uns diese schlimme Nachricht, denn niemand hatte Lust, um die nun gewohnte Heimat zu verlassen, denn in den Jahren 1941-43 hatte man sich wieder an die Selbständigkeit gewöhnt und hatte genug zu Essen und anzuziehen, und man konnte sich fast nicht vorstellen, daß man nun alles verlassen müsse - doch ein jeder hatte Angst, wieder zu den Russen zu kommen.

Am 13. März 1944 kam nun Befehl von der Kommandantur, daß wir Hoffnungstal verlassen müssen, um nach Deutschland zu wandern - in das Land unserer Ahnen.

Ein jeder Bauer schlachtete nun seine Schweine. Das Fleisch wurde eingebraten und in Milchkanne eingelegt. Die Kleider und andere Sachen in Säcke verpackt. Auf den Wagen machte sich ein jeder eine Plane, zum Schutz gegen Regen und sonstige Witterung. So gerüstet traten wir den Marsch nach Deutschland an.

Am 18. März 1944 um 6 Uhr morgens sind wir von Hoffnungstal rausgefahren, wobei das Rausfahren aus dem Dorfe bis zum Nachmittag dauerte, denn wir hatten gerade schlechtes Frühjahrs-  
wetter - es schneite und regnete abwechselnd. Der Boden auf den Straßen war völlig durchweicht, die Straßen von Hoffnungstal waren alles einfache Feldwege - ohne Kies und Pflaster.

Die meisten fuhren den "Doblersberg" hoch, da wir am entgegengesetzten Ende des Dorfes wohnten, fuhren wir den "Viech-  
triebweg" hinauf. Beim Verlassen des Hofes ließen wir die Schafe vom Stall raus, da ja niemand blieb, um sie zu ver-  
sorgen, sie liefen gleich zum Schober und ließen sich schmecken. Auch der Hühnerstall blieb offen und die Haustür wurde nicht abgeschlossen.

Viele nahmen ihre Kühe mit, aber unsere Kuh war ein wenig störrisch und wollte nicht hinter dem Wagen nachlaufen - mit einem Ruck zerriß sie den Strick und fort sprang sie, und nach Hause in den Hof, doch wir hatten keine Zeit, ihr nachzuzuspringen und ließen sie laufen. Da der ukrainische Junge nicht mit Amalie mitfahren wollte, so lenkte ich nun die Pferde an Amaliens Wagen - Reinhold fuhr mit unserem Wagen vorne und ich hinterher. Bei der aufgeweichten Straße und dem Dreckmatsch war es für die Pferde nicht leicht, unsere schwerbeladenen Wagen zu ziehen; die Räder versanken fast bis zu den Achsen. Am "Viechtrieb" unten angekommen, spannten wir alle 6 Pferde an unseren Wagen und kamen dann nach einigen Verschnaufpausen auch gut oben an, oben spannten wir aus und holten nun Amalies Wagen. Um unseren Wagen zu erleichtern,

warf Reinhold noch unten am Viechtrieb den Tisch von seiner Fußnämaschine fort.

Im Dorf blieb eine Wachmannschaft des Selbstschutzes, um die Vorräte, die noch im Dorfe waren, für die rückkehrenden deutschen Soldaten zu sichern.

Alle Bewohner von Hoffnungstal befolgten den Befehl, daß sie das Dorf verlassen müssen - nur ein Mann ging nicht mit, es war Wilhelm Wagner oder der Hem Wagner, wie er genannt wurde, da es im Dorfe viele Wagner gab und ein jeder seinen Beinamen hatte wie: der Dicke Wagner, der Krumme Wagner, der Schwarze Wagner, der Lehrer Wagner und andere. Wilhelm Wagner war ein tüchtiger Weintrinker und ihm tat es leid, so eine Hülle und Fülle, die damals an Wein war, zu verlassen. In den nächsten Tagen, wie später erzählt wurde, kam er nicht aus dem Weirausch heraus. Als dann beim Anrücken der Front die Wachmannschaft auch vom Dorfe wegging, nahmen sie den Mann mit und brachten ihn im Städtchen Vulkanesti zu seinen Verwandten. Als wir nun mit Amaliens Wagen oben waren, spannten wir die Pferde wieder um. In unserem Wagen waren Reinhold, Frieda, Ida und meine Mutter. In Amalies Wagen waren Amalie, Nelly und ich.

Der erste Tag brachte uns nicht weit, nur bis nach Paplawski, einem kleinen Ukrainerdorf, das 5-6 km von der Bahnstation Weseli-Kut entfernt war.

Unserer Gruppe, die aus 8 Fuhren bestand, gelang es in ein Gehöft einzufahren. Der Wirt, ein Ukrainer, bot uns Schlafmöglichkeit in seinem Hause an, was auch angenommen wurde. Bei den

Wagen wurde gewacht, um irgendwelchen Diebstählen vorzubeugen. Schon früh am Morgen fuhren wir von Poplawski in südliche Richtung weiter und kamen mittags in Klein-Neudorf an. Klein-Neudorf ist ein kleiner Ort mit einer geraden Gasse und schönen Bauernhäuser. Im Dorfe waren schon einige Wagen aus unserem Dorfe, die am Abend zuvor hier angekommen waren. Das Unterbringen der Pferde und Fuhren ging schnell vonstatten, denn Ställe und Höfe waren zu Genüge vorhanden. Die Bewohner des Dorfes waren wohl ein oder zwei Tage vor unserer Ankunft von ihrem Dorfe weggefahren, denn alles war noch unberührt, so wie es die Leute verlassen hatten. Einige Häuser waren noch geschlossen, was sie nicht hätten tun sollen, denn die nachfolgenden Trecks mußten ja irgendwo übernachten.

Als wir ankamen, kochte die Mutter eine Suppe mit Hühnerfleisch (Hühner waren auch noch genug da), die wir mit Freude begrüßten, da wir schon 12 Tage nichts Gekochtes gegessen hatten. Auf den Speichern lag noch Hafer, Gerste und anderes Futter, so daß wir unseren Hafer nicht verfüttern brauchten. In den Kellern ging es hoch her, denn ein jeder wollte sich noch einmal tüchtig mit Wein satt trinken.

In Klein Neudorf übernachteten <sup>wir</sup> und blieben auch den anderen Tag und Nacht dort. Nach der ersten Nacht räumten wir mittags unseren Wagen noch einmal aus und verpackten und verstaute unsere Sachen noch einmal in Ruhe, besser als wir es zu Hause gemacht hatten.

Da wir für ein Ölfäßchen von 50 Liter Öl keinen richtigen Platz im Wagen fanden, wollten wir es verkaufen, aber leider fanden wir keinen Käufer, und wir haben es wieder eingepackt und mitgenommen, was uns dann später sehr von Nutzen war.

Von Klein-Neudorf sind wir am 20. März um 6 Uhr morgens weg-  
gefahren. Anfangs, die ersten Tage, ging es meistens während  
dem Rausfahren unordentlich her, denn ein jeder wollte  
als erster im anderen Dorfe sein, um den besten Übernachtungs-  
hof auszusuchen, manchmal sind bis zu drei Reihen Fuhr-  
werke nebeneinander gefahren, bis dann endlich eine Reihe  
entstand, waren die ersten schon im nächsten Dorf angekommen.  
Gegen Abend kamen wir nach Sturbelz oder Adolfstal, wo der  
größte Teil der Bevölkerung Handwerker waren. Die Einrichtung  
in den Häusern zeugten von dem Wohlstand, in dem die Leute  
früher einmal gelebt hatten. Im Vergleich zu Hoffnungstal  
waren die Häuser besser eingerichtet. Da die Leute keine  
Landwirtschaft hatten, so gabs auch ganz wenig Ställe und  
deshalb fanden wir auch für unsere Pferde keinen Stall  
und stellten sie in eine Schmiede. Futter war auch noch da,  
keine Spreu, aber Mais und ganz wenig Gerste. Die Gegend  
um Sturbelz ist sehr sandig mit vielen Obst- und Weingärten.  
Zu beiden Seiten der Straße wuchsen hohe gerade Pappelbäume.  
In den Weingärten wurden noch die europäischen Sorten  
angepflanzt. Im Hoffnungstal, wo die Reben alle auf  
amerikanische wilde Unterlagen aufgefropft wurden.  
Am 21. März sind wir von Sturbelz weggefahren und kamen am  
Abend des selbigen Tages über die Dnjestrbrücke. Es war eine  
Holzbrücke; neben dieser Brücke war noch eine Pontonbrücke von den  
Soldaten gebaut worden, um alle Fuhrn durchlassen zu können,  
die Tag und Nacht darüberfahren. Ich nahm die Pferde am Zügel  
und führte sie über die Brücke. Die Pferde erschrakten  
über den hohlen Klang der Holzbohlen und ich konnte sie kaum  
zurückhalten, so drängten sie vorwärts - fast auf den Vorder-  
wagen stieß unsere Deichsel, man wollten den Leuten ja

kein Schaden am Wagen machen.

Von Sturbelz nach Tiraspol war sehr guter mit Kies belegter Chausseeweg. Tiraspol ist ein kleines Städtchen an einem Bogen des Dnestr. 4-5 km von Tiraspol auf der westlichen Seite des Flußes liegt Benderi (oder Tigina). Jenesmal waren es kleine Städtchen, aber heute nach 30 Jahren sind es große schöne Städte geworden.

Als wir nun endlich auf der anderen Seite in Benderi ankamen, war es dunkel geworden, und wir konnten wegen der Dunkelheit nicht weiter fahren. Deshalb fuhren wir ein wenig zur Seite und übernachteten neben dem Wege. Des Nachts fing es an noch zu regnen. Unsere Pferde wurden unruhig, weil der Regen kalt war und sie nicht gewohnt waren, im Regen zu stehen. Früh am Morgen sind wir von Benderi weitergefahren bis zum Dorfe Nowoe-Kausani. Auf dem Wege dorthin passierte uns ein Unglück. Ein Auto ist an unserem Wagen hängen geblieben und hat uns die Plane runtergrissen und die vordere Runge abgebrochen. Zum Unglück fing es noch an zu regnen. In strömendem Regen kamen wir im Dorfe an. Die Leute wollten niemand in ihre Höfe einfahren lassen. Doch endlich gelang es uns, ganz am Ende des Dorfes in einen Hof einzufahren. Die Pferde stellten wir in eine Scheune, in der aber leider keine Krippe war. Deshalb mußten wir sie an Pfählen, die in den Boden eingerammt waren, anbinden. Es regnete immer noch, als wir anfangen unsere Plane auszubessern. Die zerbrochenen Holzteile machten wir wieder notdürftig zusammen. Erst spät am Abend um 12 Uhr legten wir uns schlafen. Am Morgen wurde wieder früh ausgefahren, im Hofe war knietiefer Dreck. Deshalb mußten wir ein Wagen nach dem

vom Hofe auf die Straße rausziehen.

Die Straßen (Chausseewege) in Bessarabien waren in bester Ordnung. Gleich außen am Dorfe ging es den Berg hinauf.

Es regnete und war kalt. Manchmal kamen auch noch Schneeschauer dazwischen und auf manchen Stellen im Feld sah man noch weiße Schneeflecken.

Gegen Mittag sind wir durch das Dorf Mansar gefahren. Von Mansar 10, km weg haben wir in einem kleinen ukrainischen Dörfchen übernachtet, dessen Bewohner meistens ausgewanderte oder besser gesagt, die Nachkommen ausgewanderter Ukrainer aus Nikolajew waren. Das Dörfchen lag auf der linken Seite eines Steppenflußtales. Das Land wurde von den Leuten jenesmal noch nach uralten Methoden bearbeitet - mit dem Holzpflug und Reisgegge. Den andern Tag fuhren wir in Richtung Tarutino. Tarutino ist ein schönes Städtchen. Die Häuser sind aber (aus Mangel an Steinen) meistens mit an der Sonne getrockneten Lehmziegeln (Batzen) gemauert. Die früheren Einwohner von Tarutino waren deutsche Bauern, die 1939 nach Deutschland übersiedelt wurden. Ein Teil der Häuser war nun von Moldawanern bewohnt, aber viele Häuser standen leer mit eingeschlagenen Fenstern und Türen und ein anderer Teil war zerstört und abgebrannt. Als die Bolschewisten abzogen, zündeten sie die schönsten Häuser an, wobei noch andere Häuser mit abbrannten. Als wir in Tarutino ankamen, waren fast alle Häuser schon belegt mit den Leuten aus der Gemeinde Kassel. Wir haben kaum für uns eine Unterkunft gefunden, doch endlich waren wir soweit, aber an dem Hause mußten wir Fenster und Türen mit Teppichen zuhängen, weil die Türen weg waren und in den Fenstern kein Glas war.

483 Die Pferde mußten aber im Hofe stehen, denn es waren sehr wenig Ställe vorhanden, der größte Teil von diesen Ställen war meistens ohne Krippen und Fußboden.

In Tarutiono sind wir einen Tag gestanden. Am andern Morgen sind wir wieder früh weggefahren. Gleich am Dorfe ging es einen hohen steilen Berg hinauf, der Weg war ziemlich schlecht, doch unsere Pferde schafften es. Als wir oben waren, ging der Weg auf einer Hochebene weiter bis nach Nowotrojan, wo wir am 26. März Sonntags ankamen. Nowotrojan ist ein bulgarisches Dorf, die Einwohner waren freundlich. Hier sahen wir, wie sauber und schön es bei den Bulgaren aussieht -- im Gegensatz zu den Moldawanern, bei denen es meistens nicht schön sauber war mit Ausnahme einiger Wirte. Die Bulgaren hatten noch keinen Herd -- sondern das offene Feuer, das auf einer Erhöhung in der Küche unter einem Rauchfang brannte. Bei manchen Leuten wurden die Kessel über dem Feuer an einer Kette und Haken aufgehängt oder benutzte auch einen eisernen Dreifuß.

Am Dienstag, den 28. sind wir bis 18 km vor Bolgrad gefahren. Den ganzen Tag über wehte ein eiskalter Nordwind, der viel Staub aufwirbelte und uns die Plane beinahe vom Wagen gerissen hätte. Wir übernachteten in einem Dorf, wo wir für die Pferde einen sehr guten Stall bekamen und für uns Quartier. Von da sind wir bei der Weiterfahrt nach Vulkanesti gekommen.

Vulkanesti ist ein großes Dorf, wo unser ganzes BK 16 Tage lang einquartiert war. Die Bevölkerung bestand aus Rumänen und Gagausen -- türkische Abkömmlinge, die vor vielen Jahren sich dort ansiedelten.

Wir fanden lange kein Quartier, bis wir endlich am Ende des Dorfes bei einem Gagausen Unterkunft fanden.

Die Häuser in jener Gegend und auch teilweise in Rumänien und Bulgarien sind alle mit einem Vordach gebaut (ungefähr wie eine Veranda). Das Vordach steht dann auf Säulen oder Pfosten. Unser Wirt war ein Mann von hohem Wuchs, stark und gesund, der aber vor der Arbeit im Kollektiv sehr große Angst hatte. Da sie nun so viel Flüchtlingselend sahen wurde auch ihnen bange um ihre eigene Zukunft, denn niemand hatte Lust wieder von den Russen befreit zu werden.

Das Wetter war in den ersten Tagen in Vulkanesti schön warm, aber es änderte sich plötzlich und schlug in der Nacht des 1.-2.-. April Sonntags in Kälte und Schnee um.

Unsere Pferde standen in jener Nacht im Hofe und mußten die ganze Kälte spüren. Die ganze Nacht schneite es unaufhörlich, wobei noch ein sehr starker Wind wehte, der die beißende Kälte um ein vielfaches erhöhte. Gegen Morgen ließ der Schneesturm etwas nach, was uns die Möglichkeit gab, eine Unterkunft für die Pferde, die am ganze Leibe vor Kälte zitterten, zu finden. In einer Mühle in den Wirtschaftsräumen war Platz genug, um unsere Pferde unterzubringen. Die Maschinen der Mühle waren kaputt. Hier in der Mühle standen dann unsere Pferde die ganze Zeit über solange wir in Vulkanesti waren. Der Schnee verwandelte sich in zwei Tagen in den größten Schmutz. Die Wege wurden dadurch immer schlechter und die Zeit der Weiterfahrt von Vulkanesti war auch noch unbestimmt.

Da wir Mangel an Brot hatten, mußten wir uns Brot backen.

In Vulkanesti hat uns Gustav das erste Mal getroffen. Er ist dann die ganze Zeit mit unserem Treck, bis nach der Stadt Russe in Bulgarien mitgefahren. In Russe mußte die "Kaserne" warten, bis alle Trecks vorbei waren. In Vulkanesti wurde uns auch die Möglichkeit gegeben, Geld in die Sparkasse zu legen.

Wir warteten schon lange auf den Abmarschbefehl, doch endlich am 14. April. Freitags sind wir weitergefahren in der Richtung auf Kakul ( ) zu. Den ganzen Tag hatten wir sehr schlechten Weg. Es ging über Gräben und Löcher, es ging hohe Berge hinauf und es gab Stellen, wo der Weg zuerst ausgebessert werden mußte.

Gegen Abend kamen wir in das Dorf Moskowei; die Gegend um Moskowei war so wie bei Hoffnungstal - der wellenartige Schwarzerdeboden war von tiefen Schluchten zerfurcht. Auf dem Grunde der Schluchten sprudelte manchmal eine lustige Quelle. Quartier war bald gefunden - ganz am Ende des Dorfes, aber es waren keine Stallungen vorhanden, die Pferde mußten deshalb im Hofe stehen. In Moskowei sind wir vier Tage gestanden. In dieser Zeit sind die Trecks von Großliebental durch das Dorf gezogen. Unser Wirt war ein guter Mann - er gab uns Futter für die Pferde und weil es gerade Ostern war auch einen Eimer voll guten Weißwein. Am 18. April bekamen wir Befehl wieder in Richtung Vulkanesti zurückzufahren. Wir kamen aber nur bis vor Vulkanesti, denn die Rumänen ließen uns nicht weiterfahren und mußten deshalb auf freiem Felde übernachten und erst am anderen Tage bekamen wir Erlaubnis weiterzufahren.

In solchen Fällen, da wir auf freiem Felde übernachteten mußten, wurden Herdstellen an kleine Grabenabhänge gegraben -- mit einem Loch für den Kessel, für das Heizmaterial und für den Rauch. An jenem Tage sind wir dann durch Vulkanesti durchgefahren bis vor das Dorf Kutza-Woda ( ). Übernacht blieben wir in einem Obstgarten und sind morgens früh weitergefahren den ganzen Tag über bis zum Dorfe Gartal an der Donau. Hier sahen wir das erste Mal das Wasser der Donau, die gerade Hochwasser hatte, der Fluß war so breit, daß man am Horizont kaum das andere Ufer sehen konnte. Als wir erfuhren, daß wir hier über die Donau müssen, da wurde manchem Angst vor so viel Wasser. Gartal ist ein großes Dorf an der Donau. Die Bewohner sind hauptsächlich Rumänen. In diesem Dorf sind wir acht Tage gestanden. Mit dem Futter war es sehr schwer, sogar Stroh bekam man selten. Am dritten Tage kam eine Pionierabteilung der Wehrmacht und baute eine Pontonbrücke bis zu einer Insel über einen Nebenarm der Donau. Von der Insel ging es dann auf die Fähre.

Am 27. April Donnerstags sind wir dann über die Donau gefahren. Die Fähre war sehr groß - auf drei großen Lastkähnen war ein Holzaufbau gemacht, der mit seiner Fläche über alle drei Kähne ging - 100 Fuhrwerke mit den eingespannten Pferden hatten darauf Platz. Beim Ein- und Rausfahren von der Fähre halfen Soldaten mit, daß alles schnell und zügig voran ging. Die Fähre wurde von einem Schlepper gezogen. Von der Landungsbrücke ging es dann auf guter Chaussee weiter, wo auf beiden Seiten Wasser und blühende Lindenbäume waren, einer Gebirgslandschaft zu. Hier sahen wir das erste Mal Felsengebirge. Die Felsen

bestanden aus weißen und roten Steinen. Es war die Dobrudscha. Den ganzen Tag hatten wir dauernd schlechten Weg. Der Weg ging serpentinenweise den Berg hinauf. Hier sah man nichts als Wald, Steine und Nebel. Bis wir endlich auf dem Berge oben waren, stand die Sonne schon hoch, es war ungefähr Mittag. Der Weg ging den ganzen Tag auf unfertiger Chaussee, wo es nichts als spitze Steine gab. Aber gegen Abend wurde der Weg besser und wie erstaunt waren wir, als wir oben waren, hier eine schöne Hochebene vorzufinden mit fruchtbarem Schwarzerdeboden. Wir dachten, wenn es den ganzen Tag hinaufgeht, wirds wohl auf der anderen Seite hinuntergehen. In der Ferne sah man nun ein Dorf. Die Wipfel der Bäume auf beiden Seiten der Chaussee waren verdeckt von den Strahlen der untergehenden Sonne. Wir erreichten das Dorf Sarai noch vor dem Dunkelwerden. Die Siedlung Sarai war sehr groß mit schönen geraden Straßen und gut gebauten Häusern. Die Bewohner waren hauptsächlich reiche Großbauern.

Am Morgen sind wir um 10 Uhr weitergefahren. An diesem Tag war der Weg sehr schlecht wie wir ihn nur zweimal über die ganze Fahrt hatten. Der Regen hatte den schwarzen Boden aufgeweicht, so daß es viele Löcher und auch mit den Jahren ausgefahrene Hohlwege gab. Doch gegen Abend kamen wir auf die Chaussee, die nach Konstanta führte, hier ging es nun schneller vorwärts.

Am Horizont stiegen dunkle Gewitterwolken auf, die sich mit jeder Minute immer mehr vergrößerten. Noch ehe wir das Dorf Stupina erreichten, brach das Unwetter los begleitet von kaltem eisigen Sturmwind. Das Dörfchen bestand nur aus einigen

433  
hundert Häusern, deshalb, da in den Häusern und Ställen kein Platz mehr war, mußten wir auf den Dreschplätzen unter freiem Himmel halten. Der Regen wurde immer heftiger, der Sturmwind drohte uns die Plane vom Wagen zu reißen. Die Pferde zitterten vor Kälte. Wir mußten im Wagen bleiben, weil nicht genügend Quartiere vorhanden waren. Eine Nacht wie diese haben wir über die ganze Fahrt nicht mehr erlebt. In zwei Tagen kamen wir bis vor Tschernowoda, wo wir Futter für die Pferde bekamen. Der Halteplatz war auf einer Höhe neben der Donau. Im Tale ging die Chaussee über einen Nebenarm der Donau. Auf beiden Seiten des Weges war Wasser und alte Weidenbäume. Bei Hochwasser wurde der Weg manchmal überschwemmt, deshalb war der Weg sehr ausgewaschen, es gab viele Löcher und lose rumliegende Steine. Der Hafer mußte 7 km von Tschernowoda geholt werden. Für ein Pferd bekamen wir 4 kg Hafer auf eine Woche also 24 kg. Bis über Tschernowoda war schlechter Weg, aber nach zwei Tagen kamen wir auf guten Asphaltweg. In diesen zwei Nächten mußten wir auf der Chaussee übernachten.

152  
Am 6. Mai sind wir durch das Städtchen Ostrov gefahren. Die Lage des Städtchens neben der Donau war besonders schön. Rings um das Städtchen und auch überall neben der Donau an den Uferabhängen wurden Weintrauben gepflanzt.

Am 7. Mai Morgens früh sind wir bei Silistra über die bulgarische Grenze gefahren. In Silistra wurden wir von der Bevölkerung besonders freundlich empfangen: Es wurden Zwiebel, Brot, Wein und anderes gespendet. Silistra ist ein kleines, schönes

Städtchen mit einem Flughafen. Die Donau ist hier noch sehr breit. An demselben Tag sind wir bis nach Poljana gefahren. Auf dem Wege dorthin ist uns der Reif vom linken Hinterrad geplatzt, deshalb mußten wir halten und das Rad gleich in die Schmiede nehmen. Von Poljana sind wir auf Tatrukan zu gefahren. Hier sollten wir Verpflegung bekommen, aber das Schiff mit der Verpflegung war noch nicht eingetroffen. In dem Städtchen waren schon vor uns die Leute von den Gemeinden Kassel, Blumental angekommen. Von jetzt ab mußten sie nach uns fahren. Wenn am frühen Morgen die Pferde angespannt wurden, da beeilte sich ein jeder, um sich in den langen Wagenzug einzureihen, der manchmal oft kilometerlang (3-4) war, denn als einzelner Fahrer hatte man Angst, in die Hände von Partisanen oder anderen deutschfeindlichen Gruppen zu kommen.

Nach Tatrukan kamen wir wieder auf guten Chausseeweg bis zu der Stadt Russe, wo wir am 12. Mai durchgefahren sind. Vor der Stadt war die Chaussee ein bißchen überschwemmt, das aber für uns kein Hindernis war. Russe ist eine große schöne Stadt mit Bahnhof und Flughafen, großen Häusern und Straßenpflaster. Zwei Kilometer auf der anderen Seite von der Stadt ab - war der Halteplatz neben der Eisenbahn für uns bestimmt. Hier sind wir einen Tag gestanden, weil wir Futter für die Pferde bekamen. In der Nacht des 12. Mai hat die Stute der Amalie ein Fohlen geworfen. Das Fohlen war sehr schön fett und groß. Nach drei Tagen haben wir es aber in Karamanowo verkaufen müssen für 3 Pud Weizen Mehl und 1000 Lewa, da es die Strapazen des Weges nicht aushalten konnte.

101 Von dieser Zeit, also von der Stadt Russe, kam Gustav mit der Kaserne wieder zum Hoffnungstaler Treck.

Am 15. Mai sind wir in Tatari angekommen. Das Dorf ist ziemlich groß und hat viele neugebaute Häuser. Der Weg nach Tatari war sehr schlecht und gefährlich. Die Chaussee ging immer längs der Donau entlang. An manchen Stellen war der Weg fast verschüttet, denn hier gab es sehr viele Bergrutsche. Von Tatari sind wir nach Losiza gekommen. Hier durften wir das erste Mal wieder in die Höfe einfahren. Das Dorf lag in einem schmalen Tal. Deshalb waren die Häuser terrassenförmig an den Hängen des Tales wie Schwalbennester angebaut. Von hier aus kamen wir nach Wabel, wo wir Verpflegung bekamen. Die Verpflegung mußte in der Stadt Nikopol geholt werden. Der Weg verschlechterte sich mit jedem Tag. Doch am 20. Mai Sonnabends war es scheinbar der schlechteste Weg, den wir gefahren sind. Es ging über einen hohen Berg und auf der anderen Seite gings wieder ins Tal runter. Auf beiden Seiten des Weges waren tiefe Schluchten, Abhänge. Der Weg hatte Löcher und Quergraben (Rillen). An einer Stelle ging der Weg so um die Ecke und es war so steil, daß vielen von uns die Deichsel zerbrach.

Das Tal unten war mit dichtem Walde bewachsen und der Weg zwischen den Bäumen war so schmal, daß nur ein Wagen durchfahren konnte. Das Tal war ein Flußtal eines Nebenflusses der Donau. Nachdem wir über die Flußbrücke drüben waren, wurde die Gegend allmählich wieder schöner. Der Boden war gute Schwarzerde, auf dem der Weizen~~sehr~~ gut gedeiht.

Am 22. Mai sind wir in dem Dorfe Chorletz übernachtet.

Die Dörfer in dieser Gegend waren wieder sehr groß und lagen alle auf einer fruchtbaren Hochebene, die sich in großem Ausmaße neben der Donau entlang dahinzog. Die Landwirtschaft war hier schon ziemlich modernisiert, im Gegenteil zu manchen Landstrichen, wo als einziges Bodenbearbeitungswerkzeug der Holzpflug diente.

Der 23. Mai brachte wieder großen Wind und Staub, deshalb wurden wir im Dorfe Koslodui in die Häuser verteilt. Hier sind wir einen ganzen Tag gestanden. Das Futter für die Pferde ging zu Ende. Nichts als Spreu war noch in den Dörfern zu bekommen. Der Mais war sehr teuer und Hafer gabs überhaupt keinen.

Rein old hatte in einem Hölzfüßchen Spiritus von Hoffnungs-  
tal mitgenommen - das war nun leer und wir konnten es für 2 Pud Mais umtauschen. Koslodui sah im Zentrum wie ein Städtchen aus, aber am Ende des Dorfes waren nur armselige Häuser. Ein jeder Wirt, der die Mittel dazu besaß, baute sich ein neues Haus nach moderner Art. Die Chaussee war wieder gut.

Von Koslodui sind wir bis vor die Stadt Lom gefahren. Der Halteplatz war nicht besonders gut. Hier bekamen wir Verpflegung, Es waren 32 Sorten, doch nicht besonders groß. Hier war Mutter das erste Mal wieder bei Rösle, denn hier wurde Emil, Rösles erster Sohn geboren. Von Lom sind wir durch das Dorf Sliwata gefahren, hier übernachteten wir. Am 28. Mai kamen wir bis vor die Stadt Wieden (        ?        ),  
152 wo wir neben der Chaussee unter den Bäumen übernachteten.

Bei der Stadt Wieden sind wir nun das zweite Mal mit der Fähre über die Donau gefahren. Es war diesmal eine Eisenbahnfähre,

die Waggon und Lokomotive von einem Ufer zum andern übersetzte. Es war sehr schwer, den Wagen wieder aus den Rillen der Eisenbahngleise rauszuheben, wenn ein Rad zufällig hineinrutschte.

Morgens früh um 4 Uhr wurden die ersten Fuhren auf die Fähre geladen. Hundert Wagen mit eingespannten Pferden hatten auf der Fähre Platz. Die Überfahrt dauerte diesmal länger als bei Gartal.

Am Morgen, bevor wir von der bulgarischen Seite abfahren, kauften wir für das uns noch gebliebene bulgarische Geld Zigaretten, die damals sehr als Tauschware begehrt waren. Die Fähre brachte uns in die Stadt Galavat, auf rumänischer Seite der Donau. In dieser Stadt bekamen wir wieder Verpflegung. Von hier aus sind wir durch die Dörfer Besarab, Rosiori und Aurora gefahren. Auf dem Wege zwischen Rosiori und Aurora hatten wir den ersten Fliegeralarm. Die Dörfer waren sehr schön und sauber. Das Land war eine weite Ebene mit guter Schwarzerde. In dem Dorfe Simian sind wir in einem Wald neben der Bahn übernachtet.

Am Morgen des 3. Juni um 3 Uhr sind wir durch die Stadt Severin gefahren. Die Stadt war fast gänzlich bei einem Flieger-Bombenangriff zerstört. Durch die Stadt war guter Asphaltweg. An diesem Tag sind wir noch durch die Stadt Orsovo gefahren. In der Stadt wohnten viele Deutsche, die schon lange hier ansässig waren, so ungefähr wie wir als Kolonisten in Rußland wohnten. Die Gegend um Orsova hatte schon hohe Stein- und Felsenberge. Die Stadt selbst lag in einem Nebental der Donau. Von Orsovo sind wir noch 10 km bis nach Ograden-Veche gefahren.

Hier bekamen wir wieder Verpflegung , die aus der Stadt Orsova geholt werden mußte. Ograden-Veehe war ganz von hohen Felsenbergen umringt, die Berge waren nur auf manchen Stellen mit Bäumen oder Gras bewachsen. Die Donau wurde hier schmal und reißend auf beiden Uferseiten war der Fluß umsäumt von hohen steilen Bergen, der Weg war in die Uferfelsen gesprengt worden, so daß auf vielen Stellen die Felsen den Weg fast bis zum Ufer überragten. Von dem Dorfe Ograden-Veehe bis nach Plavisevita war die Straße an der Donau entlang besonders gefährlich - an einigen Stellen hatte die Straße starke Beschädigungen, die von einem Erdbeben kamen, das vor zwei Jahren hier in dieser Gegend war. Von Plavisevita sind wir bis vor Svenita gefahren. Übernachtet haben wir gerade auf der Chaussee neben der Donau. Dieser Halteplatz war besonders schlecht, denn auf einer Seite war die schnellfließende Donau und auf der andern hohe steile Berge. Es war die Gegend, die man das "Eiserne Tor" nannte (wo nun zur Zeit von Jugoslawien und Rumänien gemeinsam ein Wasserkraftwerk gebaut wurde). Da wir Mangel an Futter hatten, mußten wir die Pferde auf gefährliche Bergweiden führen. Von dem Berggras und dem kalten Wasser der Donau wurde der Amalie ihr Pferd Orlik krank. Das Pferd ist dann nach zwei Tagen in Liubkowa verendet. Wir ließen es gerade am Ufer der Donau liegen, da wir keine Möglichkeit hatten, um es zu vergraben. Auf seinen Platz mußten wir nun unser Fuchsle einspannen. Von Liubkowa sind wir durch die Dörfer Moldova-Veehe und Susko gefahren. Die Berge wurden immer kleiner und wir kamen in eine große Ebene mit Schwarzerdeboden. Am 10. Juni Sonnabends sind wir

die Serbische Grenze gefahren bis zu dem Dorfe Jassenowa.

In Jassenowa waren sehr schöne Häuser. Die Bauern haben hier gutes Land, Weinberge und schöne Wiesen.

In Jassenowa hatte unsere Reise mit dem Wagen ein Ende genommen, denn hier wurden wir in den Zug verladen, um mit der Bahn weiter zu fahren. Ehe wir eingeladen wurden, mußten wir uns baden, das eine große Wohltat nach so langer Zeit war. Die Kleider wurden desinfiziert und die Wagen abgegeben.

Am 13. Juni Dienstags sind wir in die Waggons verladen worden. Die Pferde gingen auch mit, aber die Wagen mußten wir zurücklassen. Auf dem Bahnhof wurde uns Verpflegung auf fünf Tage gegeben: Brot, Speck und Käse. Für die Pferde bekamen wir Hafer. Um 14 Uhr am 13. Juni ist unser Zug von Jassenowa weggefahren.

In vier Tagen waren wir an der deutschen Reichsgrenze. Und dann dauerte es noch einen Tag bis wir im Warthegau in der Stadt Litzmannstadt ankamen. 12 km von Litzmannstadt hatten wir wieder Gelegenheit um uns zu baden, auch unsere Sachen wurden wieder desinfiziert. Von hier aus ging es wieder zurück nach Spatenfelde. Auf dem Wege dorthin wurden die Waggons mit den Pferden in Pabianitz zurückgelassen. Hier haben wir (20 Mann) die Pferde abgegeben. Von Spatenfelde aus sind wir auf der Kleinbahn bis nach Turek gefahren. Von Turek kamen wir nach Brückstadt ins Lager für Ostumsiedler. Im Lager waren wir drei Wochen. Am 13. Juli Donnerstags bekamen wir eine Wohnung bei einem Polen in Brückstädt auf der Altenstr. Nr. 15. Das Haus war mit Dachpappe gedeckt und auf vielen Ställen schadhafte. Als es das erste Mal regnete seit wir dort waren (es regnete fast alle Tage), da mußten wir fast alle unsere vorhandenen

155  
Geschirre auf dem Speicher aufstellen, um das reintropfende Regenwasser aufzufangen. Rosa wohnte in der Gegend um Kalisch und Mutter und ich waren bei ihnen zu Besuch. Am 22. August bekam ich und auch noch andere Jungens aus unserem Dorfe, Befehl, uns zum Militär zu melden. Der Abschied am 28. August von Mutter, Frieda und Reinhold und Ida fiel mir schwer, da ich ja bis jetzt meistens zu Hause war. Obwohl ich in Hoffnungstal als untauglich für den Dienst befunden wurde, mußte ich trotzdem mit, da man ja nun die letzten Reserven holte, sogar ganz alte Männer, der sog. "Volkssturm" mußten zum Gewehr. Zuerst fuhren wir wieder mit der Kleinbahn. Die Gegend auf beiden Seiten der Bahn war auf vielen Stellen mit Wald bewachsen, der Boden fast überall Sandboden mit verstreuten "Findlingsblöcken". Noch im Lager schaute ich zu, wie die Warthe bei Brückstädt mit einem Schwimmbagger vom Flößsand ausgebaggert wurde. Es waren ungefähr 30 Jungens aus Hoffnungstal, die wir nun in Begleitung von zwei Gefreiten unserem Bestimmungsort entgegenfuhren. Der erste Sammelpunkt war Posen. Von hier aus ging es mit der Bahn in die Tschechoslowakei..

156  
Am 31. August kamen wir in Prag an. Das Gebäude, in dem unsere Kaserne war, war früher einmal irgend ein Institut. Den nächsten Tag bekamen wir vom Intendanten das alles, was ein Soldat braucht. Von der Kleiderkammer ging es dann zur ärztlichen Untersuchung und auch die Blutgruppe wurde festgestellt, und sie wurde unter dem linken Oberarm eintätowiert. Bei mir stellte man die Blutgruppe "O" fest.

Das war am 1. September 1944, alle die wir hier an diesem Tag eingekleidet wurden, bekamen auch die Einbürgerung und wurden von nun an Staatsbürger des deutschen Reichs. Zuerst hatten wir allgemeine Ausbildung und nach einiger Zeit machten viele von uns Fahrschule. Während den Gelände- und Schießübungen auf dem Schießstand außerhalb der Stadt, sahen wir erst beim Durchmarschieren der Straßen wie recht schön und reich an alten Baudenkmalern die Stadt Prag war. Die "Goldene Stadt" wie die Stadt noch genannt wurde.

Im Januar 1945 wurden wir auf den Truppenübungsplatz beim Dorfe Drachkau versetzt. Wir wohnten in den Häusern der Bauern, die von hier weg mußten, weil die Gegend als Truppenübungsplatz eingerichtet wurde, hauptsächlich für Artillerie Schießübungen.

Ende Januar wurde meine Einheit schon als einsatzfähig befunden und wir kamen in die Stadt Frankfurt an der Oder. Hier kamen wir am 1. Februar 1945 an. Es war immer noch recht kühl, da ja der Winter noch nicht zu Ende war. Schnee lag aber bloß auf einigen Stellen auf den Feldern.

Nach dem Aussteigen aus den Waggons warteten wir auf Befehl zum Weitermarsch. Einige von uns standen im Halbkreis an der warmen Sonnenseite eines Hauses, um einen Soldat der sehr gut Akkordeon spielte. Die Lieder und Musik können wunderbare Gefühle im Menschen wachrufen. Nach einiger Zeit kamen unsere Offiziere und wir marschierten durch die Straßen von Frankfurt / Oder. Von nun an wohnten wir im Keller einer großen Sporthalle.

da man sich da unten ein wenig sicherer vor Bombenangriffen fühlte. In Frankfurt waren wir z Monate. Wir marschierten oft über die Brücke, die an das Ostufer der Oder führte.

Auch bauten wir Verteidigungsbunker. Die Front rückte immer näher und man hörte deutlich die Kanonenschüsse der Artillerie.

76. Ende März bekamen wir Befehl nach dem Westen abzurücken, um nicht in einen Kessel zu kommen. Von nun an ging es fast nur noch westwärts. An einen richtigen Schlaf war nicht mehr zu denken. Wir kamen nun in Waldgebiete und eines Morgens erfuhren wir, daß wir nun doch in einen Kessel geraten sind. Ringsum im Wald war sehr viel Militär. Zum letzten Male kochte unsere Feldküche. Ein jeder bekam ein volles Kochgeschirr mit Erbseneintopf. Die Feldküche wurde zurückgelassen. Der Weg, der in Richtung der geplanten Durchbruchstelle führte, war gänzlich verstopft von Autos und KW, auf manchen Stellen waren es bis 4 Reihen die nebeneinander standen und nicht mehr vorwärts kamen, denn ein Ausweichen zur Seite war wegen den Bäumen unmöglich. Aber der Durchbruch gelang hier nicht. Die Autos wurden alle stehengelassen, die Kanonen unbrauchbar gemacht. Nun versuchten es viele in kleinen Gruppen durchzukommen. Offiziere waren fast nicht zu sehen und die Soldaten gingen führerlos, wie eine Schafherde ohne Hirte durch die Waldwege. Wir wurden oft von den russischen "Katjnschas" (Stalinorgel) beschossen.

Am 3. Mai 1945 kamen wir nun in russische Gefangenschaft. Wir wurden in ein Dorf gebracht, wo man uns eine Suppe gab.